

HEYNE <

Zum Buch

Mit eisiger Miene saß Claire neben ihren Koffern und Hutschachteln an Deck der Cordilla und starrte zum Ufer. Stella musterte ihre ältere Schwester mitfühlend und nahm ihre Hand. Claire seufzte. Ein Zittern ging durch ihren Körper. Hatte sie wirklich so viel Angst? Vor der Überfahrt im Ruderboot oder vor ihrem Onkel?

»Wir halten immer zusammen, Claire«, flüsterte Stella. Zwar hatten sie früher nur wenig gemein, aber die Fremde würde sie zusammenschweißen. »Ich weiß, ich war nicht unbedingt immer für dich da, aber ab heute schwöre ich ...«

»Nicht ...« Claire beugnete ihrem Blick. In ihren Augen schwammen Tränen.

»Gestatte mir doch wenigstens ein Mal, ein Versprechen abzugeben, Schwester.«

»Schon gut. Ich wünschte nur, ich wäre ein klein wenig so wie du, Stella. Du warst immer ein Wildfang. Mutter hat oft versucht, es dir auszutreiben, aber ich glaube, für das Leben, das nun vor uns liegt, bist du weit besser gewappnet als ich. Wer hätte das gedacht.«

Zur Autorin

Rebecca Maly, geboren 1978, arbeitete als Archäologin und Lektorin, bevor sie sich ganz der Schriftstellerei widmete. Die Autorin kann sich nichts Schöneres vorstellen, als ferne Länder zu bereisen und deren Kultur kennenzulernen. In ihrer Freizeit genießt sie es, lange Ausritte in der Natur zu machen oder gemütlich mit ihren Katzen daheim zu lesen. Unter ihrem eigentlichen Namen Rebekka Pax hat sie bereits erfolgreich mehrere Romane veröffentlicht.

Lieferbare Titel

Im Tal des Windes

Rebecca Maly
Der Ruf des Sturmvogels

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 08/2013
Copyright © 2012 by Rebecca Maly
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Friederike Arnold
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung von Thinkstock
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40968-2

www.heyne.de

*Für meiner Schwester Rafaela Pax,
ich bin sehr stolz auf dich.*

Kapitel 1

November 1859

Graue Wolken jagten über den Himmel. Stella klammerte sich mit einer Hand an die Reling, mit der anderen hielt sie das Wolltuch fest, das sie sich gegen den schneidend kalten Wind um den Kopf gebunden hatte. Hier in der Magellanstraße, am südlichen Ende der Welt, durfte auch eine Lady die Mode missachten, wenn sie sich nicht den Tod holen wollte.

Natürlich, Stella hätte auch unter Deck bleiben können, wie alle anderen Frauen und ein Großteil der Männer. Ihre Schwester Claire lag immer noch in ihrer Koje und las sicher in einem Heiligenbuch oder der Bibel. Sie war die ältere der beiden Newville-Schwestern und sehr fromm. Die Reise empfand sie als eine einzige Tortur, an deren Ende sie die Hochzeit mit einem Fremden erwartete. Doch noch mehr als ihren unbekanntem Ehemann fürchtete sich Claire davor, überhaupt heiraten zu müssen, denn schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahr wollte sie nichts lieber, als in ein Kloster einzutreten. Daraus wurde nun nichts.

Stella seufzte. Eigentlich war sie sehr froh, dass sie endlich ihrem strengen Elternhaus entfliehen konnte, wenn auch auf Kosten ihrer Schwester. Seit dem plötzlichen Tod ihres Vaters hatte sich die Welt rasant geändert. Stella kämpfte gegen die Tränen an und ihre Kehle schnürte sich zu, als sie daran dachte, wie sehr sie sich alle in ihrem Vater getäuscht hatten.

Und doch konnte sie ihm nicht böse sein. Statt der erwarteten Erbschaft hatte der Fernhändler aus Buenos Aires seiner Familie kein gut gehendes Geschäft, sondern einen Schuldenberg hinterlassen. Er hatte sich verspekuliert, und bei dem irrwitzigen Versuch, das Wenige, was noch blieb, durch Glücksspiel zu vermehren, hatte er den Rest des einst so erfolgreichen Fernhandelsgeschäfts der Newvilles auch noch durchgebracht. Kein Wunder, dass bei so vielen Sorgen am Ende sein Herz versagt hatte. Ihre Mutter betrauerte nicht nur ihren plötzlich verstorbenen Mann, sondern musste auch das Anwesen verkaufen.

Vor beinahe fünfzig Jahren waren Stellas Großeltern aus London nach Buenos Aires ausgewandert und hatten dort eine Dependance des erfolgreichen Familienunternehmens gegründet. Sie hatten lange gebraucht, um sich gegen andere Fernhändler durchzusetzen. Schließlich florierte das Geschäft mit Kakao, Kaffee, Gewürzen und Schmuckfedern exotischer Vögel, und die Newvilles bezogen ein prächtiges Anwesen am Stadtrand von Buenos Aires. Stella war dort aufgewachsen und hatte das Haus ihrer Großeltern geliebt. In der oft schwülen Hitze wurde der schattige Garten ihr liebster Rückzugsort. Er war ein kleines Paradies, mit Teichen, Vogelvolieren und exotischen Blumen. Mit Hingabe kümmerte sich Stella um die Rosensammlung ihrer früh verstorbenen Großmutter. Sie meinte, die Blüten jetzt noch riechen zu können, doch die Erinnerung verblasste schnell angesichts der kalten Luft Feuerlands. Hier schmeckte der Wind beständig nach Schnee oder salzigem Meer. Rosen, so wurde ihr bewusst, suchte sie in ihrer neuen Heimat wahrscheinlich vergeblich.

Stella wünschte, sie wüsste mehr über ihr Ziel. Einzelne Hinweise hatten sie den Briefen ihres Onkels entnommen,

und sie hatte die Matrosen der Cordilla ausgefragt. Der Tenor war immer der Gleiche und bot wenig Grund zur Freude. In Tierra del Fuego beeinflussten drei Dinge das Leben aller Bewohner: kalter Wind, Schafe und schier endlose Einöde. Nicht unbedingt das, was sich Stella unter einer vielversprechenden Zukunft vorstellte. In ihren Träumen hatte sie sich immer an der Seite eines geliebten Mannes gesehen und dessen großes Haus geführt. Mit ihm ging sie zu Banketten, in ihrer freien Zeit betrieb sie eine eigene Rosenzucht. Und Kinder wollte sie haben. Wie musste sich ihre Mutter fühlen, die eigenen Töchter in ein fernes und ungastliches Land zu schicken?

Aber sie hatte keine andere Wahl gehabt.

Die Hilfe, die ihr Onkel Longacre, der ältere Halbbruder des Vaters, wie aus heiterem Himmel anbot, musste ihr wie ein Geschenk erschienen sein. Er übernahm fortan die Vormundschaft für die beiden ledigen Schwestern und hatte für die ältere sogar schon einen Ehemann gefunden. Ob die Schwestern in ein ihnen völlig fremdes Land reisen wollten, war nebensächlich. »Solange ihr eine Zukunft habt«, pflegte die Mutter unter Tränen zu sagen, »ertrage ich auch das, und ihr Mädchen solltet dankbar sein.«

Und Stella war dankbar. Zwar tat ihr die Trennung weh, doch zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich frei.

Seitdem ihr Vater tot und sie aus ihrem Heim ausgezogen waren, fühlte sie sich ohnehin an keinem Ort mehr zu Hause. Ihre Mutter hatte ein strenges Regiment geführt und vor allem der jüngeren Stella schien es an Gehorsamkeit zu mangeln, um auf das spätere Leben als Ehefrau vorbereitet zu werden. Stella war eine Träumerin, das wusste sie selbst. Mit Vorliebe steckte sie ihre Nase in Bücher, malte oder ließ auf langen Spaziergängen in der Natur ihren Gedanken freien Lauf. Die Jahre

in der Klosterschule waren ihr wie eine schier endlose Gefängnisstrafe vorgekommen. Nach dem Ende der Schulzeit war sie glücklich gewesen, wieder bei den Eltern zu wohnen, ganz im Gegensatz zu Claire, die die Stille zwischen den Klosterwänden genoss und am liebsten auf immer dort geblieben wäre.

Claire sträubte sich heftig und weinte, als man sie aus dem Kloster holte und ihr von ihrer Verlobung mit einem wildfremden Mann erzählte, der am äußersten Süzipfel Südamerikas lebte. Aber sie fügte sich in ihr Schicksal, weil sie die ältere und somit als Erste an der Reihe war. Für sie, für jeden, der davon hörte, war Tierra del Fuego das Ende der Welt.

Seit dem Aufbruch aus Buenos Aires waren zwei Wochen vergangen. Während sie auf einem schnellen Klipper immer in Sichtweite von Argentinien's vielgestaltiger Küste südwärts reisten, war es merklich kälter geworden.

Vorbei waren die schwülheißen Nächte, schwer vom modrigen Geruch, der aus den braunen Fluten des Río de la Plata aufstieg und durch die Gassen wehte und die Einwohner der großen Stadt um den Schlaf brachte. Keine Straßenfeste mehr, wo sich Schwarze, Nachkommen der Indios und Matrosen vergnügten und die Stella so gerne heimlich beobachtete. Je ärmer die Menschen waren, desto mehr schienen sie jeden raren Augenblick zu genießen, der zum Feiern lud. Und manchmal feierten sie einfach, weil die Welt sonst zu traurig und der Hunger zu groß war.

Stella fühlte sich zu diesen Menschen hingezogen, doch außer bei Armenspeisungen war es ihr untersagt, mit den Indios und den Sklaven zu verkehren. Die reichen Immigranten, zu denen auch die britischstämmigen Newvilles gehörten, wohnten in ihren eigenen, gut bewachten Vierteln, die sie nur sehr selten verließen. Die Reise nach Tierra del Fuego

erschien Stella daher wie ein ihr bisher verwehrtcs Abenteuer. Ihr ganzes Leben hatte innerhalb von Mauern stattgefunden. In den Augen ihrer Eltern war die Welt außerhalb der Villa oder dem schützenden Kloster gefährlich für junge Frauen. Wenn Stella das Viertel verließ, begleitete sie stets ein Diener oder Wächter auf Schritt und Tritt. Sie hasste es, sich ständig beobachtet zu fühlen. Ihren Freundinnen, die allesamt aus den besseren Kreisen Buenos Aires' stammten, war es nicht anders ergangen, doch die schienen sich nicht weiter daran zu stören.

Nun war sie frei, zumindest bis sie in Punta Arenas im äußersten Süden Chiles anlangten und Onkel Longacre sich der Schwestern annehmen würde. In zwei Tagen erreichte der schnelle Dreimaster den kleinen Hafen auf der Halbinsel Brunswick an der Estrecho de Magallanes. Die natürliche Wasserstraße verband Pazifik und Atlantik und ersparte den Schiffern die gefährliche Umrundung des Kap Hoorn. Doch auch während der fast fünfhundertsiebzog Kilometer langen Passage lauerten Gefahren. Stella hatte die Schiffsleute von tückischen Fallwinden, gefährlichen Strömungen und hohen Wellen reden hören und einiges schon selbst erlebt. Seitdem sie vor fünf Tagen an der Punta Dungeness vorbeigesegelt waren, einer Landspitze, die den Eingang zur Meerespassage markierte, hatten sie beinahe jede Jahreszeit erlebt. Nun war Punta Arenas nicht mehr weit. Die Magellanstraße füllte den Händen der Siedlung die Kassen, denn sie versorgten die Kapitäne der schnellen Klipper mit Süßwasser und frischen Lebensmitteln, kauften ihnen einen Teil ihrer Waren ab oder boten einen Umschlagplatz für andere Güter. Seit im fernen Kalifornien Gold entdeckt worden war, gab es kaum noch genug Schiffe, um all die Menschen zu transportieren, die ihr Glück versuchen wollten.

Stellas Onkel erwartete sie in Punta Arenas. Er war einer der wohlhabendsten Kontoreigner des Ortes und hatte es von allen Mitgliedern der britischen Fernhandelsfamilie am weitesten gebracht.

Stella schloss die Augen. Der Wind des Südens riss das Tuch zurück und zerzauste ihre blonden Haare, die sie geflochten und hochgesteckt hatte. Möwen und Sturmvögel schossen pfeilschnell an den weißen, knarrenden Segeln der Cordilla vorbei. Die Geräusche waren Stella in den vergangenen Wochen vertraut geworden, ebenso die Gerüche von Teer, Kalfater und Bohnerwachs, und der Geschmack von Eis und Salz, den der Wind herantrug.

Als ein fernes dumpfes Grollen wie von einem zornigen Riesen ertönte, öffnete sie die Augen. Von den Bergen stürzte ein gewaltiger Gletscher in die graue See. Überall trieben kleine und große Eisbrocken im Wasser. Stella lief auf die andere Seite des Schiffes und beugte sich weit über die Reling. Genau in diesem Moment riss die Wolkendecke auf, und im plötzlich grellen Licht der Sommersonne strahlte der Gletscher wie ein riesiger blauer Edelstein. Ein gewaltiger Wasserfall ergoss sich aus einem Spalt ins Meer.

Stella kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Warum war denn keiner der anderen Gäste an Deck, um das einzigartige, von Gott erschaffene Wunder an diesem entlegenen Ende der Welt zu bewundern?

Gebannt betrachtete sie das zerfurchte Blau. Felsbrocken, so groß wie ein Haus, waren von den Eismassen fortgerissen worden und fanden nun ihr Grab in der See.

Immer lauter rauschte das Wasser, je näher das Segelschiff dem Gletscher kam. Die warmen Sonnenstrahlen setzten den Eismassen augenblicklich zu. Es knackte und knallte im Inne-

ren, und dann brach ein großes Stück aus dem Eis und rauschte brüllend ins Meer. Aufgescheuchte Möwen erhoben sich aus den Fluten. Stella klammerte sich mit beiden Händen an die Reling. Die Welle prallte gegen die Bordwand, und das Segelschiff neigte sich zur Seite, bockte wie ein Pferd.

Ihr entfuhr ein leiser Schrei, doch auf der langen Fahrt von Buenos Aires in den Süden hatte sie schon weit heftigeren See-gang überstanden. Im Gegensatz zu Claire wurde Stella auch beim schlimmsten Sturm nicht seekrank.

Bald verschwand der Gletscher hinter einer Biegung. Doch Stella konnte sich an der vorbeiziehenden Landschaft nicht sattsehen. Die rauen Hänge waren mit sturmgebeugten Südbuchen bewachsen, deren sattes Grün die herbstlichen Temperaturen Lügen strafte. Es war kalt im Süden, auch im Sommer. Laut ihrer Verwandten waren die Zeiten vorbei, in denen man im Sommer schwitzte und im Schatten Zuflucht suchte. Der raue Westwind blies fast jeden Tag, drückte die Bäume nieder und machte die Menschen wortkarg. Aber wie sonst sollte es auch am Ende der Welt sein, wenn nicht rau und stürmisch?

Ein helles Läuten erklang. Stella sah sich um und begegnete dem Blick des Schiffsjungen, der eine kleine Messingglocke in der Hand hielt. Sommersprossen bedeckten sein Gesicht. Er verzog seinen Mund zu einem breiten Lächeln.

»Sie tragen das Essen auf, Señorita Newville.«

Die Zeit war wie im Flug vergangen. Erst jetzt spürte Stella, wie hungrig sie war.

»Danke, ich komme sofort.«

Sie eilte hinter dem Jungen her in den Speiseraum. Alle anderen Gäste hatten bereits Platz genommen. Wie immer saß Claire allein an einem Zweiertisch, ein Gebetbüchlein vor

sich. Sie blickte auf und strafte ihre jüngere Schwester mit einem tadelnden Blick.

Schlagartig wurde Stella bewusst, dass sie wahrscheinlich wie eine Vogelscheuche aussah. Das Tuch halb vom Kopf gerissen, hing ihr das blonde Haar in die Stirn. Nur schwerlich ließ sich ausmachen, wie ihre Frisur einmal ausgesehen hatte.

Stella ignorierte die Blicke der Gäste und plumpste wenig damenhaft auf ihren Stuhl.

»Schämst du dich nicht?«, sagte Claire in einem vorwurfsvollen Ton und klappte energisch ihr Büchlein zu. Was bedeutete, dass sie sich nicht weiter in ihre geistliche Lektüre vertiefen, sondern ihrer jüngeren Schwester einen Vortrag über das richtige Benehmen einer jungen Dame halten würde. Seufzend wappnete Stella sich. Doch dazu kam es nicht. Als die Kellner mit den ersten Speisen hereinkamen, erzitterte das Schiff. Es gab einen dumpfen Knall, der Klipper bekam einen heftigen Schlag und mehrere Tablett fielen scheppernd zu Boden. Claire entfuhr ein spitzer Schrei. Die Gäste redeten wild durcheinander, während auf Steuerbord etwas am Segler vorbeischrammte. Stella spürte das Zittern und Schaben bis in den letzten Winkel ihres Körpers.

»*Por la gracia de Dios!*«, rief Claire aus und bekreuzigte sich totenblass. Stella lehnte sich über den Tisch und nahm die Hand ihrer Schwester. Die Finger waren dünn und zart wie bei einer Porzellanpuppe und genauso kalt. Claire wirkte noch zerbrechlicher als sonst.

»Keine Angst, das war sicher nur ein Eisbrocken, dem sie nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnten.«

»Eis?«, Claire blinzelte verängstigt, und Stella beneidete sie einmal mehr um ihre langen, dunkelbraunen Wimpern und

ihre graugrünen Augen, die ihrem Gesicht mit dem spitzen Kinn und der hohen Stirn ein wenig die Strenge nahmen.

»Ja, natürlich, Eis. Und wenn du die Nase nicht immer nur in deine Bücher stecken würdest, hättest du den wundervollen Gletscher gesehen, an dem wir vorhin vorbeigesegelt sind.«

Claire seufzte.

»Du hast ja recht. Aber es ist so eisig da draußen. Von zu Hause bin ich das einfach nicht gewöhnt.«

»Aber das ist jetzt unser neues Zuhause, und wir haben Sommer. Ich fürchte, du wirst dich daran gewöhnen müssen, heute scheint sogar die Sonne.«

»Na gut, ich verspreche, nach dem Essen mit dir an Deck zu gehen, aber du musst mir auch etwas versprechen.«

Stella sah sie fragend an.

»Ich versuche es.«

Claire beugte sich weit vor und flüsterte:

»Du musst mehr auf dich achten. Merkst du nicht, wie die Leute dich anstarren?«

Stella hatte es tatsächlich nicht bemerkt. Womöglich starrte sie auch niemand an. Claire war immer schon sehr darauf bedacht gewesen, nicht unangenehm aufzufallen und mit ihren Tugenden zu glänzen, und glich darin sehr ihrer Mutter. Unwillkürlich musste Stella lachen und hielt sich schnell die Hand vor den Mund.

»Was ist denn?«, erkundigte sich Claire. Sie wurden unterbrochen, als ein Kellner die Vorsuppe auftrug und ihnen Wasser einschenkte. Stella faltete die Stoffserviette auseinander und legte sie auf ihr Reisekleid. Sobald sie wieder allein waren, antwortete sie: »Erinnerst du dich noch an den Sommerball im Gartenpavillon bei den Hernandez?«

Jetzt lächelte auch Claire.

»Als dir dieser ... Wie hieß er noch gleich?«

»Roberto Naves«, kicherte Stella.

»Genau, als er dir sein Schokoladendessert über den Ärmel gekippt hat. Er ist knallrot geworden und sah so süß aus. Er hätte alles für dich getan, um es wiedergutzumachen, und du hast ihm eine Abfuhr erteilt«, sagte sie plötzlich ernst. »Ich verstehe das nicht. Er war nicht der erste ansprechende Mann, der dir den Hof macht, und du gibst keinem eine Chance.«

Stella rührte lustlos in ihrer Suppe.

»Ich will mich verlieben, Claire. Bis ich an nichts anderes denken kann als an den Mann, dem mein Herz gehört. Wie ein Fieber, das den Rest des Lebens anhält.« War das denn so schwer zu verstehen?

»Stella, du weißt, dass das nicht der Wirklichkeit entspricht. Das hast du aus deinen komischen Romanen, die du und deine Freundinnen immer lesen. Da drin steht nur Unsinn. Die größte Liebe, die eine Frau empfinden kann, ist die Liebe zu Gott. Alles andere geschieht, um Gott gefällig zu sein. Auch die Ehe bildet da keine Ausnahme.«

Zähneknirschend schwieg Stella, denn sie wollte nichts Falsches sagen. Es stimmte, wahrscheinlich musste sie denjenigen heiraten, den Onkel Longacre für sie auswählte, doch wenn er ihr die Wahl ließe, würde sie der Stimme ihres Herzens folgen. Was kümmerten sie Geld oder Erfolg, wenn der Mann sie liebte und sie ihn?



Der Westwind drückte die knorrigen Südbuchen fest gegen den Fels. Naviols Ohren waren erfüllt von dem Rascheln der

Zweige und dem Tosen der See. Doch das war gut so, denn der Herde Wildkamele – Guanakos –, die in einer flachen Senke weideten, ging es genauso, und sie würden ihren Verfolger nicht wahrnehmen.

Es war ein knappes Dutzend Tiere. Fast alle trugen bereits das dünnere rotbraune Sommerfell, nur an den Flanken der sehr alten Tiere und der im Frühjahr Geborenen hingen hier und da noch wollige Fetzen.

Naviol beobachtete sie genau, jede Bewegung ihrer langen Ohren, mit denen sie ihre Stimmungen ausdrückten. Wenn sich hin und wieder ein aschfarbener Kopf hob und die großen Augen die Landschaft absuchten, hielt der Jäger den Atem an. Er kannte das erfahrene Weibchen, das die Gruppe anführte, schon seit Jahren. Sie war schlau und wachsam, doch an diesem Tag waren die Geister auf Naviols Seite.

Langsam hob er den langen Bogen. Die Waffe schmiegte sich perfekt in seine Hand. Sie war von makelloser Perfektion, das Holz mit Steinschabern so geschliffen, dass beide Wurfarms die gleiche Wucht besaßen. Naviol war ein erstklassiger Bogenbauer und ein sehr guter Schütze. Die Feder streifte seine Wange, als er den Pfeil auf die Sehne legte und sie spannte.

Das junge Guanakomännchen, auf das er es abgesehen hatte, senkte den Kopf, um zu fressen, und setzte ein Vorderbein nach vorn, als wolle es dem Schützen die perfekte Schussbahn auf sein Herz ermöglichen. Naviol nahm die Einladung an und löste die Finger. Der Pfeil blitzte kurz auf, und schon brach das Guanako nach zwei Sätzen zusammen. Die Tiere rissen erschrocken die Köpfe hoch und flohen.

Wie jedes Mal, wenn die Jagd erfolgreich war, erfüllte Naviols Herz eine Mischung aus Freude und Trauer.

Er trat aus seiner Deckung und eilte zwischen weiß blühenden Büschen und borstigem Gras hindurch zu seiner Beute.

Die Augen des Tiers waren weit geöffnet, der Himmel spiegelte sich darin. Der Tod war schnell eingetreten. Der Pfeil hatte das Herz durchbohrt, und es ragte nur noch das befiederte Ende aus dem rotbraunen Fell hervor, das sich langsam mit Blut vollzog.

Naviol legte seine Waffen und den Fellumhang ab und machte sich daran, das Tier zu zerlegen. Obwohl die Arbeit schnell vonstattenging, hatte Naviol schon bald ungebetene Gäste. Vorwitzige Füchse schlichen zwischen den windzerzausten Lenga-Bäumen umher und bellten ungeduldig. Am Himmel kreiste ein Kondor, der bald Artgenossen anlocken würde. Hin und wieder fiel sein Schatten auf Naviol, und dem jungen Feuerlandindianer kam es vor, als berühre ihn die Seele des geflügelten Riesen.

Als es Mittag wurde, ließ sich Naviol ins Gras sinken, um ein wenig auszuruhen, bevor er den anstrengenden Rückweg zum Lager der Familie antrat. Auf der Innenseite des sorgfältig abgezogenen Fells lagen das Fleisch des Guanakos und die essbaren Innereien, daneben Knochen und graue Därme.

Mittlerweile gaben die Füchse Ruhe und verstanden, dass sie noch eine Weile warten mussten, bevor sie sich an den Resten gütlich tun konnten.

Naviols Blick ging in die Ferne, hinaus aufs Meer. Das Landstück, auf dem die Guanakos gegrast hatten, fiel steil zur Küste hin ab. Ein schmaler grauer Saum trennte das Land vom Wasser. An diesem Tag waren die Wellen nicht allzu hoch, doch der ewige Wind riss helle Gischtfetzen von ihren Kronen. Gleich mehrere Schiffe der Weißen kämpften sich durch die Fluten. Eines war ein schneller Segler, mit drei Masten und

einem Bug, der an einen spitzen Vogelschnabel erinnerte. Es jagte an den anderen vorbei, flink wie eine Möwe.

Die anderen Boote machten Jagd auf gewaltige Wale, die die fremden Menschen Südkaper nannten. Naviol fragte sich, wofür sie all das viele Fleisch und Fett brauchten. Sein Onkel Olit, der hin und wieder für die Waljäger arbeitete, berichtete, dass sie das Fett in riesenhafte Behälter abfüllten und auf andere Schiffe luden. Sie brachten ihre Fracht über den endlosen Ozean in eine andere Welt, wo sie aus dem Öl Licht für die Hütten der Fremden machten. Es mussten viele Hütten sein, zahlreich wie die Sterne.

Naviol kam ins Grübeln. Ob es gut war, wenn die riesigen Meerestiere zu Licht wurden? Gefiel es ihren Seelen, zu leuchten? Er nahm sich vor, irgendwann einmal dorthin zu gehen, wo die Weißen die Tiere an Land brachten, um alles mit eigenen Augen zu sehen. Doch erst einmal musste er seine eigene Jagdbeute heimbringen, seine Sippe besaß kaum noch Vorräte.

Vielleicht hatten die Frauen Glück gehabt und ein paar Kammratten erbeutet, doch die kleinen Tiere reichten gerade einmal für eine Mahlzeit. Er band das frische Guanakofell mit dem kostbaren Inhalt zusammen, nahm seine Waffen und schulterte das schwere Bündel.

Sobald er ein paar Schritte gegangen war, landete der erste Kondor hinter ihm und verkündete lautstark, wem die Innereien und Knochenreste zustanden. Die Füchse boten ihm mutig Paroli, zogen schlussendlich aber den Kürzeren.

Naviols Weg führte durch pfadlose Wildnis. Am Horizont erspähte er die Guanakoherde, die zwischen blühenden Sträuchern graste, als hätten sie den Tod des Artgenossen längst vergessen. Naviol wünschte sich, selber so schnell vergessen zu können, und schob die wehmütigen Gedanken an seinen ver-

storbenen Bruder Wahi mit einem ärgerlichen Seufzen beiseite. Der jüngere war mit dem Krieger eines anderen Clans aneinandergeraten. Die Pfeilwunde in seiner Schulter war nicht tödlich gewesen, doch auf der Flucht vor seinem Gegner war er gestürzt. Wahrscheinlich hatte ein *Xo'on*, ein Schamane, seine Finger im Spiel gehabt und ihn verhext. Sonst wäre Wahi, der ein guter Läufer war, nicht den Geröllhang hinabgestürzt. Aufgrund seiner inneren Verletzungen war er nach drei Tagen gestorben. Bald jährte sich das Unglück und Naviol würde seinen Bruder gebührend mit Gesängen und Blut betrauern.

Mit raschen Schritten verließ er das Plateau und kam in einen dichten Wald sturmgebeugter Zypressen, deren Spitzen vom Wind wie abgeschnitten wirkten. Plötzlich senkte sich eine gespenstische Stille über ihn. Vereinzelt rief ein Vogel, ansonsten waren nur seine raschelnden Schritte und sein Atem zu hören.

Auf dem Boden entdeckte er die Pfotenabdrücke eines Pumas. Sie stammten von einem großen Tier, und Naviol hinterließ eine deutliche Spur aus frischen Blutstropfen. Energisch beschleunigte er seine Schritte. Eine Begegnung mit der Raubkatze war unwahrscheinlich, doch er wollte nichts riskieren. Die Geister waren in letzter Zeit wankelmütig. Aufmerksam prüfte er jedes Dickicht und jeden dickeren Ast, der seinen Pfad überspannte. Es kursierten immer wieder Geschichten von Angriffen. Doch seitdem die Fremden mit ihren Schafen im Land siedelten, waren die Pumas selten geworden, wie auch das Volk der *Selk'nam* und die Herden der Guanakos, von denen sie sich ernährten.

Naviols Familie lagerte an einem kleinen See, der sich aus dem Schmelzwasser der weiter westwärts gelegenen Berge speiste.

Ein kleines Rudel Hunde begrüßte den Jäger kläffend und

verstummt, als er sie mit einem Befehl zur Ruhe brachte. Heute hatte er ohne sie gejagt, doch wenn sich mehrere Männer des Lagers zusammenschlossen, nahmen sie immer die abgerichteten Hunde mit, die die Beute auf sie zutrieben. Als Nächstes begrüßten ihn fröhlich die Kinder.

Naviols Schwester hatte bereits vier zur Welt gebracht, von denen drei noch lebten. Das galt als großer Segen bei den *Selk'nam*.

Da es Sommer war, bestand das Lager nur aus einigen kegelförmigen Zelten aus Guanakoleder und Vorrichtungen aus Leder und Zweigen zum Schutz gegen den Wind, hinter denen sich die Männer schlafen legten. Mehrere frisch gegerbte Häute waren auf dem flachen Boden aufgespannt, während ein kleiner Junge aufpasste, dass die Hunde sich nicht darüber hermachten. Bis auf eine alte Frau und die kleinsten Kinder war das Lager verlassen. In Naviols Kindertagen waren sie weit mehr gewesen. Rätselhafte Krankheiten und Hunger hatten einen hohen Tribut gefordert.

Die alte Tante Uula begrüßte ihn, indem sie ihre Hände hob und immer wieder seinen Namen plapperte. Die Schale mit getrockneten Beeren in ihrem Schoß drohte umzukippen. Ihre Reaktion bedeutete vor allem eines: Naviol war bislang der Einzige, der mit Jagdglück gesegnet worden war.

»Uula, wo sind die anderen?«

Der freudige Ausdruck in ihrem runzeligen Gesicht verschwand. Sie stellte die Schale ab und stand mühsam auf. Unter ihrem Umhang traten die Knochen spitz hervor. Uula war eine stolze Frau, die ihren Körper noch immer mit Ocker färbte und sich mit Muschelketten schmückte. Als sie nun zu ihm trat und ihre knotige Hand auf seinen Arm legte, hatte er nur noch einen Wunsch: sie zu beschützen.

»Mein guter Neffe. Die Geister haben deinen Verwandten weniger Gunst gewährt als dir. Sie haben keine Beute heimgebracht. Vor einer Weile sind daher alle noch einmal losgezogen.«

Naviol nickte.

»Sie suchen nach Kammratten?«

»Ja, und vielleicht finden sie ja auch noch ein paar Vogeleier. Deine Beute wird ein Lächeln auf ihr Gesicht zaubern. Du bist ein guter Mann.«

Da er nun das Guanako-Fleisch mit allen teilen musste, würde es nur einen Tag lang reichen. Seufzend ließ Naviol seine Last von der Schulter rutschen und entspannte seine Glieder. Wenn es so weiterging, mussten sie bald die Hunde essen, oder er tat das, was schon viele Männer der *Selk'nam* das Leben gekostet hatte.

Die Schafe der fremden Menschen waren leichte Beute und wurden nur selten bewacht.

Die Fremden waren schuld daran, dass es immer weniger Guanakos gab. Sie töteten Wild, ohne es zu essen, rodeten und verbrannten die Wälder, und zurück blieben nur noch Vögel und Gras. Dann brachten sie ihre Herden, um es aufs Neue zu bevölkern, und behaupteten, das Land gehöre fortan ihnen und die Sippen der *Selk'nam* müssten wie die Guanakos und die Pumas verschwinden.



Der Sturm stieß das Schiff wie ein Spielzeug umher.

Selbst Stella wagte sich nicht an Deck. Sie saß in der Kabine, die sie sich mit ihrer Schwester teilte, und lauschte. Hin

und wieder schrie der Schiffskapitän etwas, dann legte sich das Schiff ächzend zur Seite und die Schritte der Matrosen donnerten über die Planken, wenn sie seine Befehle ausführten. Die Männer, die Tag und Nacht in ihrem Ölzeug dem Sturm trotzten, taten Stella leid, und zugleich hatte sie die höchste Achtung vor ihnen. Wahrscheinlich wollten sie ihr Mitgefühl nicht einmal, denn sobald das Wetter rauer wurde, trat in ihren Blick ein besonderes Leuchten, als sei das Unwetter ihr wahres Element.

Stella stand auf, trat an das winzige Bullauge und spähte hinaus. Sie konnte so gut wie nichts erkennen. Über das dicke, salzverkrustete Glas lief beständig Wasser. Gischt, Regen oder beides?

»Alles trübe«, seufzte sie. »Grau darüber und grau darunter.«

»Warum schaust du dann überhaupt aus dem Fenster?«, entgegnete Claire missmutig.

Warum? Weil sie auf keinen Fall den Augenblick verpassen wollte, wenn es aufklarte. Sie behielt ihre Gedanken für sich, Claire hätte kein Verständnis für diese Mischung aus Vorfreude und wilder Unruhe, die in ihr tobte.

»Du warst schon immer so. Konntest, als du klein warst, kaum stillsitzen. Immer wolltest du herumlaufen und alles erkunden. Ich weiß nicht, wie oft ich losgeschickt wurde, wenn wir irgendwo zu Besuch waren und du plötzlich verschwunden warst.«

Stella drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

»Eigentlich war ich immer einfach zu finden.«

»Ja, entweder in einem verwilderten Winkel im Garten oder in der Bibliothek. Oder du saßst mit weit aufgerissenen Augen vor einem Gemälde.«

»Dann weißt du doch, warum ich aus dem Fenster sehe, Claire«, entgegnete Stella lächelnd.

»Du bist nun mal eine Träumerin.«

»Ich habe mir immer gewünscht, mehr von der Welt zu sehen als Buenos Aires. Als ich klein war, habe ich mir vorgestellt, mich in Vaters Warenlieferungen zu verstecken und so heimlich an Bord eines Schiffes zu gelangen.«

»Was für eine verrückte Idee!«

»Und jetzt sind wir tatsächlich hier, ich kann es noch gar nicht glauben!« Stella seufzte und sah wieder aus dem Fenster. Draußen war Land zu sehen. Das Schiff war ganz in der Nähe von Punta Arenas, ihrem Zielhafen, der doch unerreichbar blieb.

Am Vorabend war es Stella gelungen, einen Blick auf eine lange Bergkette zu erhaschen. Unheimlich glommen die schneebedeckten Kuppen im gelblichen Licht des Sonnenuntergangs. Nun war davon nicht mehr geblieben als eine Erinnerung. Selbst der weite graue Strand und das buschige Dünengras waren hinter Regenschleiern verborgen.

Stella trat vom Fenster weg und sank mit einem Seufzen auf ihre Koje. Schon am Vortag hatten sie alles fertig gepackt. Durch die Taschen und Koffer war ihr winziger Unterschlupf, in dem sie zwei Wochen verbracht hatten, geschrumpft.

Verglichen mit den Quartieren der zweiten Klasse war ihre Unterkunft nahezu luxuriös. Die Wände waren getäfelt mit dunklem Holz, einzelne Leisten aufwändig vergoldet. Sie hatten ein Waschbecken und bekamen dreimal täglich frisches Wasser. Außerdem wartete auf dem Gang ein Junge darauf, ihre Wünsche entgegenzunehmen.

Onkel Longacre war für die Fahrtkosten aufgekommen,

und sie waren ihm beide dankbar, dass ihm seine bis dato unbekanntem Nichten offenbar am Herzen lagen. Hoffentlich würden sie seine Erwartungen nicht enttäuschen.

Am Morgen hatten sie im Zimmer gefrühstückt, genauer, Stella hatte gefrühstückt, während Claire, grünweiß im Gesicht, zusah und mit ihrer Übelkeit rang.

Jetzt lag sie ausgestreckt auf ihrem Bett, die Hände über dem leeren Magen verschränkt, und starrte zur niedrigen Decke hinauf. Das Schiff knarrte und ächzte wie ein Tier, das Schmerzen litt.

»Willst du nicht wenigstens versuchen, etwas zu essen, Claire? Wenn du so weitermachst, wird dich dein Mann gar nicht sehen, weil du nicht nur dünn, sondern unsichtbar geworden bist«, neckte Stella ihre ältere Schwester.

Langsam öffnete Claire die Augen und funkelte sie wütend an.

»Ich wünschte, genau das würde passieren!«

»Hast du nicht gesagt, wenn Gott für dich vorgesehen hat, Shawn Fergusson zu heiraten, würdest du es akzeptieren?«

»Bete nicht um leichtere Lasten, sondern um einen stärkeren Rücken.«

»Claire, verschone mich bitte mit diesen Weisheiten. Hier geht es um dich!«

»Ja, bedauerlicherweise. Gott hat es gefügt, aber ich muss nicht darüber glücklich sein, oder?«, fauchte Claire und strich sich über die Stirn, als hätte eine Haarsträhne gewagt, sich aus ihrer strengen Frisur zu lösen, die sie unter einer Haube verbarg.

»Zeig mir noch einmal das Bild«, bat Stella versöhnlich. Ihre Schwester wies auf ihre Kommode. Eigentlich sollte Claire die ganze Zeit wie gebannt auf dieses Bild schauen und

von ihrer Zukunft träumen, dachte sie. Ihr zukünftiger Ehegatte war ein gut aussehender Mann. Shawn Fergusson blickte den Betrachter ernst an. Die Augen wirkten hell. Waren sie blau, grün? Oder vielleicht so grau und geheimnisvoll wie das nebelige Land, in dem er lebte? Er trug sein Haar etwas länger, als es für gewöhnlich schicklich war, doch für einen Mann seines Formats gab es sicherlich Wichtigeres zu tun, als regelmäßig einen Barbier aufzusuchen. Immerhin gehörte ihm eine der größten Schaffarmen Patagoniens. Er war achtundzwanzig Jahre alt und der älteste von drei Geschwistern. Seine Eltern waren aus dem Norden von Chile nach Tierra del Fuego gezogen, als die Regierung die Kolonisierung des kargen Südzipfels vorantrieb. Das riesige Land, das sie einst für geringes Kapital erworben hatten, war ein Glücksgriff gewesen.

»Warum sucht ein Mann wie er wohl eine Frau von außerhalb? Sicher würden viele junge Damen ihn vom Fleck weg heiraten«, überlegte Stella.

»Onkel Longacre schrieb, dass es hier wenige Frauen gibt und sie ihm nicht zusagen.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Was kümmert es mich. Gott hat offenbar gewollt, dass es so kommt. Für unsere Familie ist es ein Segen.«

Claire schien nicht darüber reden zu wollen. Oder es wunderte sie wirklich nicht, dass Shawn Fergusson sich lieber eine Frau aus Buenos Aires nahm, als jemanden zu heiraten, den er kannte. Fand er tatsächlich keine Frau? Schreckte vielleicht die Kandidatinnen etwas an ihm ab? Ein unangenehmer Wesenszug oder ein düsteres Familiengeheimnis?

Darüber sollte nicht sie, sondern Claire sich Gedanken machen. Es ging um ihre Zukunft. Bald war sie die Verwalterin des Anwesens der Fergussons, und dieser Name hatte an die-

sem Ende der Welt Gewicht. Stella hoffte, dass sie genauso viel Glück haben und einen adäquaten Ehemann finden würde, vielleicht einen Freund oder Geschäftspartner von Fergusson, im gleichen Alter, gut aussehend und ebenso tüchtig.

Stellas Familie konnte nicht viel bieten, seitdem sich ihr Vater verspekuliert hatte und zwei der drei Handelsschiffe, an denen er Anteilseigner war, in einem Sturm gesunken waren. Von dem Fiasko, das danach folgte, und den Spielschulden würde nie jemand erfahren. In Buenos Aires wäre das Mäntelchen des Schweigens, das ihre Mutter so geschickt über alles gebreitet hatte, sicherlich irgendwann gelüftet worden, doch in diesem fernen Landstrich war der Name Newville unbefleckt geblieben. Der Fernhandel war ein risikoreiches Geschäft, das verstand jeder. Die Familie der Newvilles war beinahe genauso verzweigt wie ihre Handelsnetze. Was in England als kleine Kaufmannsfamilie begonnen hatte, war mit der Zeit zu einer Sippe von Fernhändlern herangewachsen, mit Kontoren in Europa, den Indischen Kolonien, Buenos Aires und an der Magellanstraße, dem Tor zum Pazifik. Das hatte sie einflussreich gemacht, und aufgrund der unschätzbaren verwandtschaftlichen Bindungen konnten Stella und Claire nun einer gesicherten Zukunft entgegensehen, obwohl ihr Vater bankrott gegangen war.

Auch wenn die beiden Schwestern nicht mehr wohlhabend waren, schienen Frauen an diesem abgelegenen Ende der Welt eine Seltenheit darzustellen, besonders diejenigen aus gutem Hause, die willens waren, im Süden ihr Glück zu suchen.

Im Gegensatz zu Claire hatte Stella wahrscheinlich Gelegenheit, ihren zukünftigen Gatten vor der Verlobung kennenzulernen. Aber was, wenn sich niemand fand?

Sie mochte gar nicht daran denken. Immerhin übernahm

nun ihr Onkel Bernard Longacre ihre Vormundschaft, und sie hatte ihn noch nie gesehen.

Wehmütig betrachtete Stella noch einmal das ebenmäßige Gesicht von Shawn Fergusson. Seine Kieferpartie und der etwas angespannte Mund ließen auf einen energischen Menschen schließen. Hoffentlich kam er mit Claires stillem und oft ein wenig griesgrämigem Wesen zurecht. Doch eigentlich zweifelte sie nicht daran. Ihre ältere Schwester wusste sich immer schon besser zu benehmen und würde ihr Bestes geben, auch wenn es hieße, über ihren Schatten zu springen und ihren Traum vom Klosterleben zu begraben.

Claire liebte die Abgeschlossenheit und Stille und mied für gewöhnlich den Umgang mit Menschen, besonders mit Fremden. Sie sagte dann gerne, dass die Leute von den Sünden und ihrer Gier korrumpiert worden seien und sie den richtigen Weg, der für Claire scheinbar aus Andacht und Frömmigkeit bestand, verlassen hätten. Selbst im Kloster, wo beide Mädchen zur Schule gegangen waren, hatte Claire die Stille gesucht. Die stickigen Räume der kleinen Bibliothek waren ihr Reich gewesen, während Stella jede Chance genutzt hatte, zwischen Unterricht und Andacht zum Spielen ins Freie zu fliehen oder im Klostergarten zu helfen. Stella fiel es schwer, still zu sitzen, sie wollte lieber in Bewegung bleiben. Einzig wenn sie zeichnete, vergaß sie die Zeit und alles um sich herum, dann war sie in einer anderen Welt, einer, in der alles möglich war.

Zwar haderte Claire noch immer mit ihrem Schicksal, doch spätestens wenn Kinder im Haus waren, taute ihre Schwester bestimmt auf. In Kindern lebe noch Gottes Unschuld, sagte sie immer. In der Klosterschule hatte sie sich aufopferungsvoll um die Neulinge gekümmert.

Stella legte das Porträt von Shawn Fergussons weg und setzte sich wieder neben das Bullauge.



In der Nacht legte sich das Unwetter endlich. Stella erwachte von der plötzlichen Stille. Das Boot knarrte nicht mehr, und der Wind strich durch Masten und Takelage wie durch Harfenseiten.

Eine Weile lag sie da und lauschte.

In ihren Ohren rauschte es.

Es war sehr dunkel und der Morgen noch weit entfernt. Durch das Bullauge fiel fahles blaues Licht, das die Konturen der hellen Bettwäsche nur erahnen ließ.

Stella hatte das Gefühl, als würde ihr das Herz aus der Brust springen. Nun gab es kein Zurück mehr. Eigentlich wollte sie versuchen, wieder einzuschlafen, doch dann hielt sie es nicht mehr länger aus.

So leise sie konnte, stand sie auf und sah hinaus. Zu ihrer Enttäuschung entdeckte sie nur eine weite schwarze Wasseroberfläche und niedrige Hügel in der Ferne. Das Schiff musste sich gedreht haben. Die schneebedeckten Berge und Punta Arenas lagen jetzt auf Steuerbord.

Stella schlüpfte in ihre Kleidung, frisierte sich auf der Gemeinschaftstoilette im Gang und ging an Deck, um dort den Morgen zu erwarten. Der Wind fuhr in die wollene Pellerine, die sie sich um die Schultern gelegt hatte. Ein Zittern unterdrückend, die Hände im weichen Stoff vergraben, sah Stella hinüber nach Punta Arenas. Sie wusste nicht viel über den Ort. Nur dass er ein wichtiger Zwischenstopp für viele Reisen-

de war, die die Magellanstraße zwischen patagonischem Festland und der Isla Grande, der Hauptinsel der Region Feuerland, nutzten. Stella hatte sich vorgestellt, dass Punta Arenas ein wenig dem Hafenviertel von Buenos Aires ähnelte, wo sich im Schatten von Kontoren und schmucklosen Lagerhäusern eine zwielichtige Welt voller Spelunken und Hurenhäuser ausbreitete. Mitglieder ihrer Familie hatten sich allenfalls tagsüber dorthin begeben, denn die Licht- und Schattenseiten des Fernhandels lagen oft nur wenige Häuser auseinander. Punta Arenas sah vom Meer aus viel kleiner aus.

Stella horchte in sich hinein. War sie enttäuscht, weil sich ihre Erwartungen nicht erfüllten? Nein, dafür war die Neugier viel zu groß. Erst wenn sie den Ort mit eigenen Augen sah, sie endlich wieder Boden unter den Füßen hatte und sie den Menschen in ihrer neuen Heimat persönlich begegnete, würde sie ein Urteil fällen. Ohnehin war der Hafen nur eine Zwischenstation auf ihrem Weg zur Estanzia der Fergussons und dem kleinen Ort Baja Cárdenas.

Punta Arenas lag an einem lang gestreckten Strand mit grasbewachsenen Dünen. Am Ufer lagen kleine Fischerboote, sie sahen aus wie gestrandete Fische. Häuser säumten den Naturhafen. Helle Flecken in der Dunkelheit, in denen hier und da Licht glomm. Mit dem heraufziehenden Morgen wurden die Lichter zahlreicher. Die Ortschaft erwachte, während die Sterne am Himmel nach und nach verblassten.

Der Schnee auf den Bergen im Westen schimmerte erst gelb, floss wie Gold in die Täler und wurde dann feuerrot. Vom Wind zerfetzte Wolken glühten auf, als bekäme der Himmel Risse.

Möwen, die auf den Wellen oder in ihren Nestern in den Dünen geschlafen hatten, stiegen in die Luft und umkreis-

ten das Schiff. Sturmvögel gesellten sich zu ihnen. Die Flügel der eleganten weißgrauen Tiere, die mühelos über den Wellen dahinschnellten, wirkten beinahe zu lang. Auf der Reise hatte Stella besonderen Gefallen an ihnen gefunden und sie oft stundenlang beobachtet, wenn sie die Flügel an den Körper legten und sich todesmutig in die grauen Fluten stürzten. Dann wünschte sie sich so frei und mutig zu sein wie sie. Schließlich rief die Glocke zum allerletzten Frühstück an Bord.



Die Schwestern Newville gehören zu den ersten der knapp zwanzig Passagiere, die eines der schwankenden Ruderboote besteigen durften, mit denen sie an Land gebracht wurden.

Mit eisiger Miene saß Claire neben ihren Koffern und Hutschachteln an Deck der *Cordilla* und starrte zum Ufer. Stella musterte ihre ältere Schwester mitfühlend und nahm ihre Hand.

Claire seufzte. Ein Zittern ging durch ihren Körper. Hatte sie wirklich so viel Angst? Vor der Überfahrt im Ruderboot oder vor ihrem Onkel?

»Wir halten immer zusammen, Claire«, flüsterte Stella. Zwar hatten sie früher nur wenig gemein, aber die Fremde würde sie zusammenschweißen. »Ich weiß, ich war nicht unbedingt immer für dich da, aber ab heute schwöre ich ...«

»Nicht ...« Claire begegnete ihrem Blick. In ihren Augen schwammen Tränen.

»Gestatte mir doch wenigstens ein Mal, ein Versprechen abzugeben, Schwester.«

»Schon gut. Ich wünschte nur, ich wäre ein klein wenig so

wie du, Stella. Du warst immer ein Wildfang. Mutter hat oft versucht, es dir auszutreiben, aber ich glaube, für das Leben, das nun vor uns liegt, bist du weit besser gewappnet als ich. Wer hätte das gedacht.«

Stella schwieg. Egal was für Worte des Trosts sie auch wählen würde, so wussten sie doch beide, dass Claire Recht hatte. Ein Grund mehr, zusammenzuhalten. Sie drückte fest Claires Hand.

Klatschend fiel das Beiboot den letzten Meter in die grün-grauen Fluten. Zwei Matrosen sprangen hinein, um das kleine Gefährt ruhig zu halten, während ein dritter das Gepäck entgegennahm und es zwischen den Bänken verstaute.

»Wie sollen wir nur je da runterkommen?«, stöhnte Claire beim Anblick der wackeligen Leiter aus Brettern und Seilen.

»Wenn es eine alte Frau wie ich schafft, sollte es für Sie kein Problem sein«, mischte sich eine resolute ältere Reisende ein. Die Frau, ihrer schwarzen Kleidung nach zu urteilen verwitwet, war Stella schon während ihrer Reise angenehm aufgefallen. Dass sie allein reiste, schien ihr nichts auszumachen. Jetzt hob sie den Rock, schwang ein stämmiges Bein über die Reling und fand auf der Leiter sofort festen Stand. »Sehen Sie, meine Damen, so einfach geht das.«

»Du zuerst«, flüsterte Claire.

Sofort war ein Matrose bei Stella, um ihr zu helfen. Er legte die Hände um ihre Hüften. Stella war es unangenehm, doch die Hilfe ablehnen?

»Hallo, nimm deine gierigen Finger weg. Es reicht, wenn du ihren Arm hältst«, schallte auch schon die Stimme der Witwe hinauf. »Los Mädchen, klettere herunter. Wenn einer der Kerle es wagt, Ihnen unter den Rock zu schauen, bekommt er es mit mir zu tun!«

Sichtlich um ihren Spaß betrogen, wandten die Matrosen im Beiboot den Blick ab.

Stella holte einmal tief Luft und setzte den Fuß über die Reling auf die Leiter. Die Wellen wurden ausgerechnet jetzt heftiger. Das an Seilen befestigte Brett schabte an der Bordwand entlang. Jetzt oder nie! Beherrscht hielt Stella sich fest, schwang auch das andere Bein hinüber und verhedderte sich kurz mit dem Rock. Vorsichtig setzte sie einen Fuß nach dem anderen auf. Zum Glück waren es nur sechs Tritte. Im Beiboot angekommen, ließ sie sich von einem jungen Mann auf die Sitzbank helfen.

»Das war doch ganz leicht«, sagte die Witwe und streckte ihr die Hand entgegen. »Molly Barcelo, freut mich.«

Stella stellte sich ebenfalls vor.

»Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ja, an solche kleinen Abenteuer müssen wir uns in Tierra del Fuego wohl gewöhnen.«

Señora Barcelo lachte warm.

»Oh ja, es heißt nicht umsonst das Ende der Welt. Aber keine Sorge, das wird schneller gehen, als Sie glauben.«

Gemeinsam sahen sie zu, wie erst Claire und dann zwei Paare die wackelige Prozedur hinter sich brachten. Claire setzte sich sofort neben Stella auf die Bank. Ihr Gesicht hatte eine grünliche Farbe angenommen.

»Oh Gott, ich bin so froh, wenn wir endlich da sind«, stöhnte sie und nahm Stellas Hand.

»Waren Sie schon einmal in Punta Arenas?«, erkundigte sich Stella bei Señora Barcelo, die sich von nichts aus der Ruhe bringen ließ.

»Ich habe zwölf Jahre hier verbracht. Nachdem mein Mann verstarb, habe ich für zwei Monate meinen Bruder besucht,

jetzt bin ich froh, wieder hier zu sein. Ich habe einen kleinen Laden direkt am Hafen.«

»Und den führen Sie jetzt allein weiter?« Stella traute ihren Ohren nicht.

»Natürlich. Sie glauben gar nicht, was eine Frau alles allein fertigbringt, wenn sie muss. Und ich will Ihnen etwas sagen. Mein Mann, Gott sei seiner Seele gnädig, ich habe ihn wirklich geliebt. Er war ein feiner Kerl, aber erst jetzt merke ich, wie gut ich auch allein zurechtkomme. Es ist, als wachse man mit der Gewissheit auf, nur mit einem Stock gehen zu können, und man versucht nie, ohne ihn zu laufen. Aber was soll ich sagen, das Schicksal hat es anders gewollt und siehe da, meine Beine tragen mich sehr wohl. Ich kann gehen, und niemand schreibt mir meinen Weg vor.«

In Señora Barcelos Blick mischten sich Trauer und Freude. Sie seufzte und schob ihre Hände in einen Pelzmuff, der wie ein flauschiges totes Tier auf ihrem Schoß lag.

Ihre Worte hatten Stella einen Moment lang nachdenklich gestimmt. Konnte man einen Menschen lieben und ihn zugleich wie einen Krückstock empfinden, der einem aufgezungen wurde, hilfreich und lähmend zugleich?

»Ich glaube, ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen«, sagte Stella, obwohl sie eigentlich nur hören wollte, dass die Witwe ihren Traum, den sie von der Ehe mit *dem Richtigen* hegte, nicht ins Wanken brachte.

»Ich wollte euch keine Angst einjagen«, schmunzelte Señora Barcelo und wurde wieder ernst. »Aber ich gebe euch einen Rat. Lernt auf eigenen Beinen zu stehen, damit ihr wisst, was ihr könnt, wenn es plötzlich nötig sein sollte.«

»Danke«, sagte Stella und musterte Claire, die jedoch von dem Gespräch nichts mitbekommen zu haben schien. Ihre

ganze Aufmerksamkeit galt dem Wasser, das nun bedrohlich nah war, und der Strecke, die es zu überwinden galt, bevor sie endlich wieder festen Grund unter den Füßen hatte.

»Señoritas, Señores, ich wünsche Ihnen eine gute Weiterfahrt und Gottes Segen«, rief der Kapitän, der sich über die Reling beugte und seinen Hut lupfte.

Stella rief ihm gemeinsam mit den anderen Reisenden ihren Dank zu, und dann ging es endlich los.

Die Leiter wurde hochgezogen und sofort setzte sich das Beiboot in Bewegung. Wellen erfassten das kleine Gefährt, und es begann furchtbar zu schaukeln.

Eine Frau klammerte sich an ihrem Begleiter fest, der wiederum mit der rechten Hand die Sitzbank umklammerte und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Dann drehte sich der Bug in Richtung Land und teilte die Wellen. Sofort ließ das Schaukeln nach, und Stella merkte erst jetzt, dass sie den Atem angehalten hatte. Eigentlich hatte sie gehofft, von der Witwe mehr über ihre neue Heimat zu erfahren, doch sie war zu aufgeregt und beobachtete, wie die Küste unaufhaltsam näher kam.

Das Boot wippte auf den Wellen, angetrieben von den Ruderschlägen sechs kräftiger Matrosen, die die Fahrt zu genießen schienen. Im Hafen verlangsamten sie die Geschwindigkeit. Ihnen kamen Fischerboote entgegen, kleine Frachtboote entluden die großen, schnellen Klipper, von denen noch drei weitere in der Bucht ankerten, oder brachten Vorräte und Wasser hinaus, damit sie ihren weiten Weg nach Nordamerika fortsetzen konnten.

»Mein Gott, ist das alles? Ist das Punta Arenas?«, stotterte Claire ungläubig und starrte auf die kleine Ansammlung von Holzhäusern und Lagerschuppen.

»Ein paar Hundert Menschen leben hier«, gab einer der

rundernden Matrosen zurück. Seine großen trägen Augen erinnerten an einen Fisch und blickten starr zur Cordilla zurück. »Es gibt eine Kirche für das Seelenheil, Bars fürs leibliche Wohl und ...« Die letzten Worte gingen im Gelächter seiner Kameraden unter, doch Stella glaubte, etwas von leichten Mädchen verstanden zu haben.

Jetzt war wohl nicht der richtige Zeitpunkt, um Claire daran zu erinnern, dass die Hafenstadt nur eine Zwischenstation auf dem Weg zu ihrem endgültigen Ziel war. So wie Stella es verstanden hatte, reisten sie noch einige Tage über Land, bevor sie das Anwesen der Fergussons erreichten.

Das riesige Grundstück lag weiter im Landesinneren der Brunswick-Halbinsel an einem See: Perfekte Bedingungen für die Schafzucht, auf der sich der Reichtum ihres zukünftigen Schwagers gründete.

Sie machten an einem breiten Kai fest, wo eine Treppe nach oben führte und sie sich somit nicht von den Matrosen unter anzüglichen Blicken hinaufheben lassen mussten.

Die Bretter waren glitschig, voller Algen und Vogelkot. Claire hob ihren Rock und stieg die Stufen mit größtmöglicher Würde hinauf, während die Matrosen längst ihr Gepäck entluden. Achtlos wurden Koffer, Kisten und Hutschachteln aus dem Boot geworfen, die ein Matrose zu einem Haufen auftürmte.

Stella steckte den Männern ein paar Münzen zu. Als sie weiterhin die Hand aufhielten, hob sie energisch das Kinn.

»Ich glaube, es warten noch weitere Passagiere auf Sie, meine Herren.«

»Sicher, Señorita«, antwortete ein Seemann missmutig, tippte an den Hut und war mit zwei Sätzen im Boot. Mit raschen Ruderschlägen entfernten sie sich.

Kapitel 2

Im Hafen von Punta Arenas

Die Witwe hatte sich mit guten Wünschen verabschiedet, ihren Koffer genommen und war den Kai hinuntergeeilt, während die anderen Passagiere von Verwandten in Empfang genommen wurden, und bald waren alle fort.

Niemand beachtete die Schwestern.

Sobald auch die Matrosen abgelegt hatten und gegen die heranrollenden Wellen zurückruderten, brach Claire in Tränen aus.

»Komm, setz dich hier auf den Koffer, Claire. Onkel Longacre kommt sicher bald.« Stella reichte ihr ein weiteres Taschentuch.

»Glaubst du, er hat uns vergessen, oder weiß gar nicht, dass wir hier sind?«

»Er hat sich sicher nur verspätet. Vielleicht halten ihn dringende Geschäfte auf.«

Während sich Claire fasste und Zuflucht in einem Gebet suchte, hielt Stella Ausschau nach ihrem Verwandten. Es war wenig hilfreich, dass sie nicht wussten, wie er aussah.

Als Bruder ihres Vaters würde er ihm wahrscheinlich ähnlich sehen, oder? Weit und breit sah sie nur Hafendarbeiter, Männer, die Fässer umherrollten, beladene Karren schoben oder nur herumsaßen und scheinbar auf Arbeit warteten. Ihr rauhes, mitunter grimmiges Äußeres machte ihr Angst, die sie auf keinen Fall zeigen wollte. Schon früh hatte ihr Vater ihr eingebläut, falls sie durch ein Unglück plötzlich auf sich allein gestellt sei, sich ihre Unsicherheit nicht anmerken zu lassen. Zwielfichtige Gestalten wussten genau, wann eine Frau Angst

hatte, und fühlten sich magisch davon angezogen. Stella beherzigte seinen Rat und richtete sich auf. Es war helllichter Tag und es gab keinen Grund, sich zu fürchten.

Stella versuchte, keinen der Arbeiter direkt anzusehen und sie doch zugleich einzuschätzen. Eigentlich hatte sie ein gutes Gespür für Menschen. Denn sie brauchten wohl Hilfe, und diesmal würde nicht Claire mit ihren perfekten Umgangsformen sie retten.

Schließlich, als das Ruderboot mit den nächsten Passagieren schon die halbe Strecke vom Klipper zurückgelegt hatte, nahm Stella ihren ganzen Mut zusammen und sprach einen älteren Fischer an. Sein Gesicht war vom Leben auf See furchig wie verwitterter Stein, aber er hatte warme Augen.

»Entschuldigen Sie, wir warten auf unseren Onkel, Bernard Longacre, er soll in Punta Arenas ein Kontor unterhalten. Wissen Sie, wie wir ihn finden können?«

Der Alte grinste verschmitzt und fuhr sich durch den struppigen Bart.

»Longacre? Der dicke Longacre? Den kennt jeder hier.«

Der Alte stieß einen schrillen Pfiff aus, und Stella roch seinen fauligen Atem.

Ein dumpfes Rumpeln erklang, als ein Mann mit einem Karren über einen Bohlenweg eilte und auf den Pier einbog.

»Mein Sohn, Peter«, erklärte der Fischer.

Der junge Mann sah seinem Vater sehr ähnlich. Sein blondes Haar war von Salz und Sonne ausgebleichen. Die Ärmel des verschlissenen Wollpullovers hatte er sich bis über die Ellenbogen seiner sehnigen Arme geschoben. Fröhlich tippte er an die Kappe, während der Alte ihm sagte, nach wem die Schwestern suchten.

»Keine Sorge, wir werden Sie zu Ihrem Onkel bringen, Señoritas, es ist nicht weit.«

»Vielen Dank.« Das Lächeln, das Stella dem Alten und seinem Sohn schenkte, kam aus tiefstem Herzen und auch Claire fasste wieder Mut und trocknete unauffällig ihre Tränen.

Bald war das Gepäck auf den Holzkarren geladen und die Schwestern folgten den Männern über den Pier in den Ort. Vor der Kulisse der Berge, die weich durch das milchige Licht schimmerten, wirkten die Häuser winzig, wie willkürlich verstreutes Spielzeug eines Riesen.

Die Bezeichnung Stadt hatte Punta Arenas wahrhaftig nicht verdient. Die breiten Straßen waren schlammig und aufgeweicht, und nur hier und da erleichterten Bohlenwege vor den Gebäuden den Fußgängern das Vorankommen. Es schien, als gehöre der Raum zwischen den Gebäuden vor allem dem Vieh und seinen Hütern. Auch jetzt ritten Gauchos in kleinen Gruppen umher und in einiger Entfernung machte Stella mehrere Rinder aus, die zum Hafen getrieben wurden. Es roch durchdringend nach Kot und Unrat. Nach der langen Zeit auf See und der klaren, sauberen Luft war der Gestank beinahe unerträglich, und Stella kämpfte kurz gegen Übelkeit an.

»Señoritas, setzen Sie sich bitte auf den Karren«, sagte der junge Hafearbeiter.

»Vielen Dank.« Das ließ Claire sich nicht zwei Mal sagen. Sie wartete, bis Peter einige Koffer zurechtgerückt hatte, und zwängte sich in die Lücke. Skeptisch betrachtete Stella den überladenen Karren und die dünnen Arme des alten Mannes, der seinem Sohn ohnehin schon kräftig beim Schieben helfen musste. Seine Sehnen traten wie geflochtene Seile hervor, doch Stella hatte eher den Eindruck, als würden sie bei zu großer

Anstrengung reißen. Als Peter auch ihr Platz schaffen wollte, wiegelte sie ab.

»Vielen Dank, aber nach der langen Zeit auf dem Schiff ver-
trete ich mir lieber ein wenig die Beine.«

»Aber Señorita!«

»Nein, nicht nötig.«

»Wenn Sie wünschen. Aber seien Sie vorsichtig, wo Sie hin-
treten.«

»Ich werde achtgeben, danke.«

Stella ignorierte Claires tadelnden Blick, raffte ihre Röcke und stiefelte durch den Morast. Neugierig musterte sie die Holzfassaden der schlichten Gebäude der Krämer, Schmiede, Seiler und Schlachter. In Tonnen fingen die Menschen Regenwasser auf, das von moosbewachsenen Dächern herab-
lief. Alles war nass. Was für ein Unterschied zu den glühenden
Sommern von Buenos Aires. Statt staubiger Straßen Schlamm,
Moos und moderndes Holz. Stella hatte das heiße Wetter nie
gut vertragen, hier herrschte genau das andere Extrem vor.
Zwischen den Häusern entdeckte sie immer wieder Pferche,
oft randvoll mit Schafen. Die Tiere, die von den Engländern
nach Tierra del Fuego eingeführt worden waren, schienen der
wahre Reichtum der Region zu sein.

»Hat denn hier jeder Schafe?«, fragte Stella ungläubig und
erntete von Peter ein Lachen, das in ein Keuchen überging.
»Ja, da würde ich drauf wetten. Seitdem die chilenische Regie-
rung die Besiedlung Tierra del Fuegos so energisch vorantreibt
und Schafzüchter mit allerlei Vergünstigungen herlockt, lohnt
es sich. Punta Arenas ist der Hauptumschlagplatz. Wer nicht
davon lebt, arbeitet im Walfang oder im Fernhandel. Seitdem
in Kalifornien Gold entdeckt wurde, nehmen auch immer
mehr Passagierschiffe diesen Weg.«

»Und erstreckt sich Punta Arenas noch weit?«

»Nicht sehr. Wer es sich, wie Ihr Onkel, leisten kann, wohnt etwas weiter außerhalb, dort stinkt es nicht so, wenn der Wind auf Südwest dreht.«

»Es stinkt mehr als jetzt?«

»Ja, aus den Walfangbuchten, an guten Tagen bringen sie Dutzende Tiere an Land.«

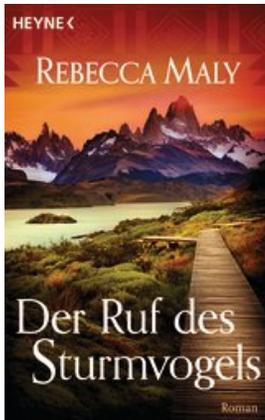
»Peter, ich glaube nicht, dass sich die Damen ausgerechnet für die unangenehmsten Geschichten über ihre neue Heimat interessieren«, ermahnte der Vater ihn.

»Doch, mich interessiert alles!«, platzte Stella heraus. Sie hob ihre Röcke ein wenig mehr und sprang über eine Fahrrinne, in der sich eine tiefe Pfütze gebildet hatte. Das Manöver gelang ihr nicht ganz. Kaltes Schlammwasser spritzte auf ihre Waden und sie musste sich zusammenreißen, um nicht zu schreien.

Peter sah es und schmunzelte. Mit Schweißperlen auf der Stirn nahm er eine kleine Steigung in Angriff.

»Dort vorn ist es«, keuchte der Alte, der seinem Sohn auf den letzten Metern half, den Handkarren durch den Morast zu bugsieren. Das Haus, auf das er wies, hatte zwei Etagen und ließ auf einen gewissen Wohlstand schließen. Claires Miene hellte sich merklich auf. Das obere Geschoss stand auf mehreren verzierten Säulen, die Fenster waren zum Teil aus buntem Glas und neben der Eingangstür bewegten sich zwei glänzende Messinglaternen im Wind hin und her. Ein großes Schild ließ keinen Zweifel daran, wer das Sagen hatte: »B. Longacre Kontor« stand darauf in goldenen Lettern.

Claire schaffte es, vom Karren auf den gefegten Bohlenweg zu klettern, und sah weit mehr wie eine Dame aus als Stella, der Wasser und Schlamm in die Stiefel gedrungen und deren Rockschoße durchnässt waren.



Rebecca Maly

Der Ruf des Sturmvogels

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40968-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2013

Intrigen, Schmerz und große Gefühle im Patagonien des 19. Jahrhunderts

1859. Nach dem Tod ihres Vaters stehen die Schwestern Stella und Claire völlig mittellos da. Ihr Onkel Longacre arrangiert für Claire eine Ehe mit dem wohlhabenden Schafzüchter Shawn Fergusson im weit entfernten Chile. Doch die fromme Claire wehrt sich innerlich gegen die Ehe, während Stella sich nichts sehnlicher wünscht, als zu heiraten. Als die Schwestern auf der entlegenen Farm ankommen, fühlt Stella sich wie magisch von Shawn angezogen. Doch das Leben in dem fremden Land ist hart, und Stella hat ihrer Schwester versprochen, ihr zur Seite zu stehen. Sie muss sich entscheiden zwischen ihrer Pflicht und der Liebe ...



[Der Titel im Katalog](#)